

Margret [Fortsetzung]

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574258>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

* Margret. *

Novelle von Emil Hügli, Chur.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Margret war, als hätte sie in ihr eigenes Herz geschaut und wäre darob freudig erschrocken. Das waren Geständnisse, die sie „ihm“ hätte machen mögen . . . wie ein Echo der eigenen Stimme der Leidenschaft Klang es ihr entgegen. Einmal noch überlas sie mit Ruhe die Zeilen, wie ein Reicher seine goldenen Schätze betrachtet, im Glauben, daß sie ihm kein Schicksal, keine Gewalt mehr rauben kann . . . dann kleidete sie sich vollends an. Den Brief legte sie auf ihre Brust und schloß ihn dort ein: er sollte bei ihr bleiben, so lange das Glück sie erhellte, so lange wahr blieb, was in ihm geschrieben stand: bis zum Tod!

Daß es wahr bleiben würde, dessen fühlte sie sich so sicher, wie wenn sie es mit den beschriebenen Blättern unentrinnbar an sich fesseln, in ihren Händen halten könnte.

Ein seliger Stolz wurde in ihr lebendig, als wüßte sie ein reichmachendes Geheimnis, das niemand sonst in dieser Welt jemals an sich erfahren, und als sie nun ans Fenster trat, es weit aufmachte und vor ihren Blicken jenseits der Stadt die Wiesen, Wälder, Berge und Hügel sich schimmernd dehnten und erhoben, da fühlte sie, dies alles gehörte nun ihr; von heute an war sie teilhaftig geworden des großen, reichen, pulsenden Lebens, das da vor ihr atmete und wogte, wie ihr eigener junger Busen.

Und sie weiß, morgen wird sie dorthin gehen, wo er sie erwartet, der ihr Herz erraten und das seinige ihr offen erschlossen hat . . . So war in ihr mit einem Schlag die glückstolze Hingebungslosigkeit des jungen Weibes lebendig geworden, die nun, wohin der Weg auch führen würde, nicht mehr einschlummern konnte.

Auch dieser Tag verlief äußerlich wie hundert andere; Frau Siegwart und Margret thaten, was der Haushalt erforderte, und gaben sich dann der oft genossenen, träumerischen Ruhe hin. Margrets Gedanken aber weilten ununterbrochen bei den Blättern, die an ihrem Herzen lagen, und malten sich den Tag aus, der ihr die erste Begegnung bringen sollte. —

Der Tag und die Stunde kamen.

So mutig und stolz auch Margret ausgezogen war, klopfenden Herzens langte sie am Ende der vor der Stadt liegenden Allee beim städtischen Garten an.

Eine Viertelstunde war sie daselbst auf und abgegangen: eine lange Viertelstunde, während der ihr Herz zwischen Glück und Schmerz, zwischen Himmel und Erde in wilder Unrast schwebte. War sie zu früh oder zu spät gekommen? Eine seltsame Angst durchzitterte ihren Leib, sie konnte keinen klaren Gedanken fassen und mußte sich, da ihr schwindlig zu werden drohte, mit der Hand an einen der Baumstämme lehnen.

Eine Weile stand sie so da, einsam, geängstigt, mit einer beinahe bittenden Gebärde; dann war ihr plötzlich, als würde sie aus der harten Wirklichkeit weg in einen wärmenden goldenen Traum versetzt, den sie irgendwann, irgendwo einmal geträumt hatte . . . aus dem Schatten der Bäume trat seine Gestalt hervor: mit dem Sonnenschein war er erschienen und stand in hellem Glanz;

nun streckte er ihr die Hand entgegen, griff mit der Linken nach dem Hut und sagte: „Also doch! Wie lieb! Grüß Gott!“

Leise erwiderte sie seinen Gruß. Er behielt ihre Hand in der seinen und drückte sie traulich, als ob er sie schon oft gehalten hätte.

Sie schritten zusammen den breiten, zu beiden Seiten von alten, dichten Almenbäumen eingeschlossenen Weg empor, Margret zur Rechten ihres Begleiters, so daß dessen Schatten, den die abendliche Sonne warf, auf ihr helles Sommerkleid fiel.

Vorerst wollte das Gespräch nicht recht in Gang kommen; er drückte nur immer in den verschiedensten Wendungen seine Zufriedenheit und seine Freude über ihr Kommen aus; auf einmal blieb er stille stehen und sagte hastig: „Uebrigens — mein Name: Anton Winter, cand. iur. . . .“ Nur, wie um das Gespräch weiter zu führen, fragte er sodann: „Wohnen Fräulein Margret wirklich ganz allein mit der Frau Mutter — wie mir ein Freund sagte?“

„Ja — meinen Vater habe ich nie gekannt . . . er ist früh gestorben . . .“

Sie sah nicht, wie er bei ihrer ersten, etwas zweideutigen Bemerkung ein leises Lächeln unterdrückte; doch berührte es sie unbehaglich, daß er sich gleich um diese Dinge interessierte . . . wozu denn?

Zu ihrer jugendlichen Naivität und märchenartigen Lebensanschauung, die sie beherrschte, erschien ihr dies wie eine Erniedrigung der seltsamen Stunde.

„Ich hab' nämlich einen Freund,“ fuhr er fort, „der ganz in Ihrer Nähe wohnt und Sie öfters sieht . . . kennen Sie ihn?“

Margret verneinte.

„Nicht — Sie kennen also den Franz Lemmer nicht? Sie führten wohl stets ein sehr einsames Leben?“

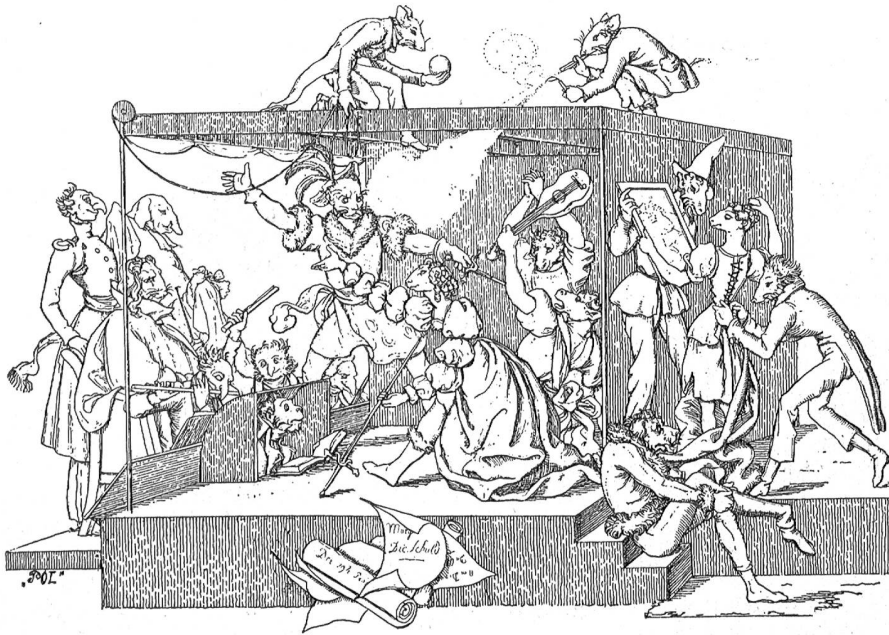
„Ja, Mutter und ich sind fast immer zu Hause; an jenem Sonntag war's das erste Mal, daß ich in einem Gartenkonzert war: und da hab' ich Sie gesehen . . .“ Sie wollte etwas Liebes dazu sagen; die Worte blieben ihr jedoch in der Kehle stecken . . . Nun kam ihr die halbfertige Bemerkung so hart und nüchtern vor, daß sie sich schämte und rot wurde.

In diesem Augenblick wünschte sie sich, stumm zu sein . . . wozu sollte sie auch reden? Sie fühlte sich glücklich, neben ihm hergehen zu können; was sollten nun da noch überflüssige Worte?

Sie erinnerte sich plötzlich eines Märchens, das sie einst gelesen: es handelte von einem kleinen Meerfräulein, das Eltern und Geschwister verließ und seine schöne Stimme hergab, um mit menschlichen Füßen, die sie doch bei jedem Schritt schmerzten, als ob sie auf scharfe Messer träte, ihrem Geliebten, dem Prinzen, folgen zu können.

Wie das Meerfräulein hätte Margret schweigen mögen.

Sie liebte ihn, das konnte er aus ihren Augen lesen; was brauchte es nun noch der Worte?



Spektakel. (Nach A. G. Fröblich's Fabeln).
Um dem Ben Kurzweil beim Regieren zu verschaffen, hatte der Hofzeremonienmeister, der Affe, eine Bande dressierter Geister gesammelt.

„Mit denen kömmt er zum Hof zurück,
Sie spielen die Lust- und Trauerstück.
Die Böcke springen, die Fiesl schrei'n;
Vorzüglich gefallen die Hündelein.
Die Tiger mehrgen die Schicksalskinder,
Die liebenden Schafe, die bieder'n Kinder.“

Bald schien auch er ihre stille Seligkeit zu teilen. Er sprach nicht mehr von sich, nicht mehr von ihr; nur um Margret die schöne Welt rings umher zu zeigen, blieb er stille stehen, machte sie auf das Glitzern des Flusses, auf das Schweben der Wolken und auf die dämmerige Ferne aufmerksam.

Margret folgte dabei ohne Scheu seinen Weisungen und dankte ihm jeweilen mit einem lieben Blick. So

Brunnentrog machte sich eben eine junge feste Bauernmagd zu schaffen; im Kittel, mit bloßen Füßen, die Arme fest in die breiten Hüften gestemmt, stand sie da und wartete, bis sich ihr Zuber mit Wasser gefüllt . . .

Hinter dem Stamm des Rirschaumes, der in der Nähe des Brunnens emporragte, regte sich jetzt etwas, eine braune Gestalt und ein sonnenverbrannter Kopf kam zum Vorschein. Es war der Knecht. Er streckte eine Hand hervor, in der er einen ungewöhnlich langen Halm festhielt; mit diesem suchte er die ahnungslos dastehende Dirne im Nacken zu kitzeln. Erst führte diese ihre Rechte mit raschem Schwung nach der berührten Stelle, wie um eine Fliege wegzuschleichen; als jedoch ein wiederholtes Grameln sie störte, drehte sie sich rasch um und kam noch eben zur rechten Zeit, den fliehenden Arm zu entdecken. Mit Blitzesschnelle tauchte sie jetzt ihre braune Hand in's Wasser und warf einen in den Sonnenstrahlen silbernen perlenden Spritzer nach der Stelle, wo der Gegner stand. Lachend und mit komischer Gebärde die Nase von den Kleidern schüttelnd tappte der Knecht hervor und floh vor den ihn verfolgenden Wasserstrahlen nach dem Stall.



Auch ein Institut. (Nach A. G. Fröblich's Fabeln).
Hund, Affe und Papagei gründeten zusammen ein Institut und machten bekannt, das sie sich entschlossen haben, Töchter und Knaben in Religion und Tugend und auch im Tanz zu unterweisen.

„Ausstaffiert mit Pfaugefieber,
Schnattert dort das Gänschen zierlich
Und das Märchen tanzt manterlich
Nach dem Takt verklebter Kleider.
O wie schnell lernt nun die Jugend
Die Religion und Tugend!“

Das alles war eine Szene von wenigen Sekunden, deren Zeugen die Vorübergehenden wurden, ohne es zu wollen. Unwillkürlich verzogen sie auch Beide die Lippen zu einem Lächeln; aber während Anton lebhaft meinte: „Das naive Volk vergnügt sich immer . . .“, wünschte

Margret heimlicherweise, auch zu dem „naiven Volk“ zu gehören und sich wie jenes zu „vergnügen“. Der harmlose Uebermut der Landleute hatte sie fast mit Neid erfüllt, am liebsten hätte sie ihren Begleiter auch ein wenig geneckt oder sich von ihm necken lassen; doch sagte sie zur Antwort nur: „Die braven Leute haben auch ganz recht!“ Wieder gingen sie eine Weile stumm neben einander, während neue

frühlingsfrische Landschaften sich vor ihnen ausbreiteten. Anton hatte Margrets Arm ergriffen, den er hin und wieder lieblosend an sich presste . . . Wie sie so wanderten und eins des andern warmes Blut so nahe pulsieren spürte, vor ihnen auch die Frühlingspracht sich immer üppiger entfaltete, da glaubten sie der Welt Vollkommenheit in ihrem Glück entdeckt zu haben . . . Nach einer Weile jedoch fragte Anton plötzlich: „Was glaubst du, du mein Frühlingschak, müssen wir heute wohl auch wieder nach der Stadt zurückkehren . . .?“

„O Gott! Daran hab' ich nun kaum mehr gedacht; so könnte ich weitergehen bis ans Ende der Welt . . . nun aber wird's wohl schon Zeit sein . . .?“ erkundigte sich Grete in ängstlicher Hast.

„Nicht meinetwegen,“ antwortete Anton; „nur wird leider in einer halben Stunde die Sonne hinter dem Wald verschwinden . . . und ich möchte nicht Schuld sein, wenn sich Frau Siegwart um ihr Gretchen ängstigt!“

Ja, die Mutter! Margret hatte ihrer im Glück ganz vergessen; nun befahl sie eine große Bangigkeit, und so bat sie den Geliebten, sie auf dem kürzesten Weg wieder nach der Stadt zu geleiten.



Liebesmäntler. (Nach A. G. Fröhlchs Fabeln).

Ein Lamm ward weggebracht
In einer dunkeln Nacht;
Und nur der Diebe Spur
Entdeckt man auf der Flur.

Da wird zum Augenschein
Von seiner Dorfgemein
Der Fuchs dorthin geschickt,
Doch in der Spur erblickt

Er seines Betters Fuß,
Der ihm auch hehlen muß:
Drum mit gewandtem Schwanz
Berwebelt er sie ganz.

Es dämmerte schon, als die Beiden am Ausgangspunkt ihrer Wanderung angekommen waren. Noch gaben sie sich ein liebes Wort zum Abschied mit, reichten sich die Hände und versprachen sich, „übermorgen“ hier

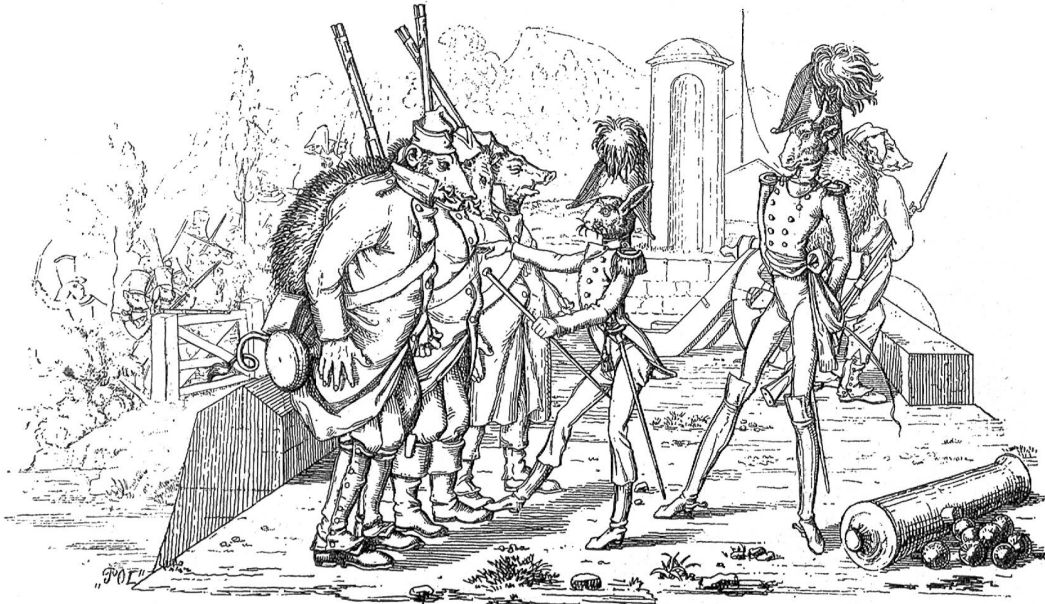


Volksvertreter. (Nach A. G. Fröhlchs Fabeln).

Anerkennung eigener Rechte
Gaben einst die Wohlgebornen
Auch den Schafen, den geschornen,
Und es wählten die Erhöhrten,
Daß er kräftig sie verachte,
Einen von den Hochgebörnten.

Dieser, an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Keu hat mit Gestiften,
Etwas zu dem Mann gesprochen.

Und er fand ein herrlich Leben;
Denn es ward ihm Korn gegeben.
Drum er denn auch „Ja“ sagte
Zu dem Allem, was man sagte.



Junker-Lieutenant. (Nach A. G. Fröhlings Fabeln).
Der Hirsch gebot dem Hasen die Wildsäue einzuerzieren, um sich gegen die Hunde wehren zu können. Der Hase ließ sich flugs neue Kleider machen und ging daran, seine Soldaten zu drillen.
„Setzt auf die Schulterflüß sich gar zierlich,
Streichet sich das rote Schmäuzchen manierlich,
Lehret sie zu Seiten und rückwärts springen.“
Als aber die Hunde kamen, war der Hase der erste, der sich davonmachte.

wieder zusammenzukommen; dann ging ein jedes seiner Wege.

Nicht ohne ein Gefühl der Angst schritt Margret die Treppen zur Wohnung empor; was wird die Mutter sagen, daß ihre „Greti“ so lange fortgeblieben? Wird sie selbst die Wahrheit sagen können, sagen dürfen? Nein! War ihr doch, als müßte dadurch der süßeste Duft von ihrem Geheimnis weggewischt werden; ob es auch die eigene Mutter war, der sie von ihrer Herzensangelegen-

schon erraten. Ich habe dich lieb . . . darum vertraue mir!“

„Ich glaube, vertraue dir, Margret . . . ich weiß, mein Kind geht den rechten Weg,“ antwortete Frau Siegwart, küßte Margret auf die Stirn und schaute ihr tief in die Augen, ohne weiter mit Fragen in sie zu dringen.

„Ja, Mutter, ich will ihn gehen, den rechten Weg; Gott hat mir ja die Augen geschenkt, damit ich sehe, wohin mein Fuß mich trägt . . . es wird alles gut werden.“

Ein paar Sekunden lang hielten sich die beiden umfaßt; zwischen ihnen war alles wie ehedem, und so blieb es, ohne daß sie wieder ein Wort in diesen Dingen mit einander sprachen.

Und was hätte Frau Siegwart auch fragen und sich ängstigen sollen! Von diesem Tag an war Margret die Fröhlichkeit, der lebenslustige Jugendübermut, die Heiterkeit selber, singend stand sie auf, singend schwebte sie durch Zimmer und Gänge, mit einem halb zu Ende gesummten Lied schlief sie ein, um auch im Traum „ihn“ zu sehen, den sie den ganzen Tag an ihrer Seite fühlte, vor den Augen sah.

(Fortsetzung folgt).



Spiegels Unschuld. (Nach A. G. Fröhlings Fabeln).
In einem Brunnen spiegelt
Erkennt der Aff — sein Fragenbild,
„Gewiß, du Pfütze,“ schimpft er wild,
„Bist einzig mir zum Spotte da!“
So schimpft nicht minder sein Gefell,
Und keiner kommt dem Quell mehr nah.





Die Schlacht bei Dornach (22. Juli 1499). Originalzeichnung im Dinkel-Museum zu Olten.

Graf Heinrich von Fürstenberg war mit 16,000 Mann aus dem Saubgau in die Schweiz eingebrungen und lagerte sich an der Wies bei Dornach, während der Kern der Eidgenössischen Streiter im Thurgau mit Erzhzog Maximilian kämpfte. Es war der Festtag der Maria Magdalena, der ohne Ordnung und Vorsicht im Lager lustig begangen wurde, sobald dieses einem trüblichen Jahrmartt glich. So wurde es von etwa viertausend Solothurnern, Bernern und Zürichern überfallen. Nach anfänglichem Vorteil aber kamen die Eidgenossen arg ins Gedränge und hätten die Schlacht verloren, wären nicht zu schon vorgerückter Stunde 1200 Luzerner und Jäger ob Arlesheim aus dem Wald hervorgebrochen und ihnen zu Hilfe gekommen. Jetzt belebte neue Kraft die Erstköpften, und sie erkämpften einen glänzenden Sieg über den weichenen Feind.